

Rettet die Welt!

Die Architektur-Biennale

Jedes Haus ist ein Stück Umweltverschmutzung. Damit der Mensch nicht zugrunde geht, muss er anders bauen. Die Architektur-Biennale von Venedig zeigt neue Ideen für eine saubere Zukunft

Architektur

Von Tobias Timm

Warschau ist ein Haufen Müll. Alte Waschmaschinen, Fernseher, Möbel, Stahlträger, Pappkartons stapeln sich in Straßen und Vorgärten so hoch, dass die Marina Mokotów, eine ehemals teure und gut geschützte Wohnanlage des Postsozialismus, schon halb im Abfall versunken ist. Gelbe Bagger beackern notdürftig die wachsende Schrotthalde, doch die Straßen sind für Autos längst unpassierbar geworden.

Noch ist das nur ein Bild, eine dystopische Montage des polnischen Künstlers Kobas Laksa, der sich die Zukunft von Gebäuden und ganzen Städten vorstellt. Zwei italienische Architekturstudenten betrachten staunend das großflächige Foto, das im polnischen Pavillon auf der Architektur-Biennale in Venedig ausgestellt ist. Auch wenn man in so einem Schrottparadies gerne einmal herumkrabbeln wolle, sagt die Studentin, sei dieses Bild eine Warnung. »Wir können nicht so weiterleben wie bisher. Und nicht einfach so weiterbauen.« Ihr Kommilitone nickt mit ernstem Blick.

Die beiden haben ja auch recht mit ihrer Sorge: Wenn sich die Welt nicht ändert in den nächsten fünfzig Jahren, wird der polnische Pavillon versunken sein. Und mit ihm Venedig. Nicht im Müll, sondern im Meer, dessen Spiegel sich durch das Schmelzen der Polkappen um mehrere Meter anheben wird. Schuld ist das wissen wir doch der Klimawandel.

Aber wer ist der Hauptverursacher des Klimawandels? »Gebäude, Gebäude und noch mal Gebäude«, sagt ein Mann mit Glatze und Schnauzbar im Piccolo Teatro, nur einige Gehminuten vom polnischen Pavillon entfernt. Der Mann ist Ökonom, heißt Jeremy Rifkin und trägt trotz der schwülen Hitze Anzug, Krawatte und passendes Einstecktuch. Normalerweise berät er Vorstandsvorsitzende von Firmen wie General Motors oder Regierungschefs wie Angela Merkel. Heute erklärt er, der lockere Agitator, einigen Hundert angereisten Architekten und Journalisten, dass Häuser vor der Fleischproduktion an zweiter und dem Transport an dritter Stelle die meiste Energie verbrauchen und daher für 30 bis 40 Prozent des weltweiten Kohlendioxidausstoßes verantwortlich sind. »Die Gebäude sind unser Untergang«, predigt Rifkin, »sie werden aber auch unsere Rettung sein.« Gemeinsam mit den Architekten will er die »Dritte Industrielle Revolution« vorantreiben. Dabei gehe es um nichts Geringeres als das Überleben unserer Spezies. Alles sei eine Frage der Verteilung: Jedes Haus solle in Zukunft als kleines Kraftwerk funktionieren und mit Hilfe von Sonne, Wind oder Abfall Energie gewinnen. Die Energie wird also demokratisiert, ihre Verteilung dezentralisiert und ihr Verbrauch besser kontrolliert. Denn der Strom, so Rifkin, werde in Zukunft nicht mehr mechanisch, sondern digital verteilt: Jeder Kühlschrank bekomme nur noch so viel, wie er wirklich gerade brauche.

Um sich anzusehen, wie solch eine intelligente Stromverteilung aussieht, muss man vom Piccolo Teatro wieder in die Giardini gehen, zum deutschen Pavillon. Was Rifkin Revolution nennt, wird hier mit einer simplen Vorrichtung demonstriert, die an den Werkunterricht in der fünften Klasse erinnert. Eine Reihe von Glühbirnen ist auf einem Brett durch ein Kabel miteinander verbunden. Wenn man den Lichtschalter betätigt, geschieht das Wunder: Die Glühbirnen leuchten unterschiedlich stark zu unterschiedlichen Zeiten obwohl

sie alle an demselben Kabel hängen. Kleine Chips in den gelben Lüsterklemmen vor den einzelnen Birnen steuern die Stromzufuhr. Durch diese kleinen Chips könne man in Zukunft bis zu 40 Prozent des gesamten Energiebedarfs einsparen, sagen Matthias Böttger und Friedrich von Borries.

Ökofundamentalisten sind out. Modern ist der effiziente Optimist

Die beiden sind weder Ökonomen noch Ingenieure, sie sind Architekten und tragen die von der Berliner Digital-Bohème so geliebten Blechbrillengestelle. Seit ein paar Jahren betreiben die eloquenten 34-Jährigen in einem ehemaligen Fabrikgebäude in Berlin-Kreuzberg einen kleinen Thinktank, den sie Raumtaktik getauft haben. Sie haben Bücher über das städtische Guerilla-Marketing von Turnschuhherstellern und über die Räume in Computerspielen geschrieben. Und jetzt sind sie die Generalkommissare des deutschen Pavillons. Die letzten Monate über haben sie nach hundert Projekten für eine bessere Zukunft gesucht, von denen sie nun zwanzig in Venedig präsentieren – die restlichen achtzig finden sich im Katalog zur Ausstellung.

Es gehören mehr oder minder klassische Architekturprojekte dazu wie eine innovative Schule aus Lehmziegeln in Burkina Faso, der Umbau eines Hamburger Hochbunkers in eine regenerative Energiequelle oder die Wiederverwendung einer westdeutschen Kaufhausfassade für den Bau einer Bibliothek in Magdeburg. Böttger und von Borries präsentieren aber auch Ideen, die mit dem Bau von Gebäuden kaum noch etwas zu tun haben. Neben dem Stromverteilungs-Chip sind das etwa ein Flugdrachenantriebssystem für Frachtschiffe und ein mit Hilfe von Solarenergie gebräutes Bier.

»Architektur jenseits des Bauens« lautet auch das Motto der diesjährigen Architektur-Biennale, der Kurator Aaron Betsky hat es ausgegeben. Betsky arbeitet – zum Missfallen der Traditionalisten unter den Besuchern mit einem erweiterten Architektur- und Raumbegriff. »Die meisten Gebäude sind hässlich, unnützlich und verschwenderisch«, sagt er, »aber Architektur ist schön.« Weil sie uns im Leben verorten könne, weil sie Räume schaffe. Räume wie jene mit Monitoren und Lautsprechern ausgestattete Plexiglas-Blase von Coop Himmelb(l)au, die den Herzschlag des gebückt in die Maschine schlüpfenden Besuchers visuell und klanglich erfahrbar macht. Zwei Dutzend solcher großzügiger Raummodelle und Installationen hat Betsky von Architekten wie Zaha Hadid, Massimiliano Fuksas, MVRDV und Frank Gehry in die langen Hallen des Arsenalen stellen lassen. Die meisten sind formale Experimente, Skulpturen, weder bewohnbar noch aus luftreinigenden Ziegeln gebaut. Das Abschmelzen der Polkappen werden sie jedenfalls nicht verhindern.

»Es gibt nicht den einen richtigen Weg zur Rettung der Welt«, sagen von Borries und Böttger. So wie viele andere ihrer Generation stellen sie nicht das System als Ganzes infrage, sie sind keine Kommunisten oder Ökofundamentalisten. Sie verstehen sich als taktierende Pragmatiker, als radikale Opportunisten und effiziente Optimisten, die unter dem Motto »Updating Germany« kleine Schritte auf dem Weg zur Besserung suchen. Sie interessieren sich ganz unideologisch für die Ökonomie der Aufmerksamkeit: Wie bringe ich die Öffentlichkeit dazu, ein sinnvolles Projekt überhaupt anzuschauen? Zum Beispiel so wie der Schauspieler Brad Pitt und das Berliner Architektenbüro Graft, die mit pinkfarbenen Zelten ihr Hausbauprojekt im zerstörten New Orleans überdeutlich sichtbar machten.

Die Raumtaktiker sind in Venedig nicht allein. Viele der eingeladenen Architekten und Kuratoren haben sich nach dem Studium nicht dem Bau von Bürohäusern oder Villen gewidmet, sondern sich mit städtebaulichen Umnutzungsprojekten, Wellenkraftanlagen und kommunalen Gemüsegärten beschäftigt. So auch Markus Bader vom Berliner Kollektiv Raumlabor. In den italienischen Pavillon haben er und seine Kollegen ein meterlanges Wimmelbild gehängt. Es zeigt eine fiktive Landschaft, in die die wichtigsten Architekturikonen und Horrorbauten der Welt eingezeichnet sind, vom Berliner Fernsehturm über die Skyline von Dubai bis zu den nie gebauten Walking Cities, die sich die britische Gruppe Archigram Ende der sechziger Jahre ausgedacht hat. Zu ihrem Architekturpanorama haben die Raumlaboranten einen langen Tisch gestellt, auf dem weiße Aufkleber liegen. Die Besucher können darauf Gebäude zeichnen, ihre eigenen Utopien entwerfen und sie dem Architekturpanorama hinzufügen. Nach ein paar Stunden gibt es den Berliner Fernsehturm auf dem Panorama bereits doppelt, an den antiken Tempeln hängt ein »For Sale«-Schild. Zwischen all den Gebäuden ist auch Protestmarsch skizziert, »Raumlabor« steht auf dem Transparent, das die Demonstranten in der ersten Reihe tragen.

»Wir wollen für ein wenig Stunk sorgen«, sagt Markus Bader. Durch situationistische Aktionen möchten die Raumlaboranten Menschen dazu bringen, ihre Stadt selbst mitzugestalten. In Halle–Neustadt haben sie vor ein paar Jahren aus einem leer stehenden Plattenbau ein Hotel gemacht, alte Holztüren von längst verlassenen Wohnungen funktionierten sie zu Bar–Theken um. Sie füllten den leeren Palast der Republik mit 280000 Liter Wasser und befuhren ihn mit Schlauchbooten. Und nun sollen die Biennale–Besucher ihre eigene Weltarchitekturausstellung an die Wand zeichnen und kleben. Man wolle falsche Bedürfnisse abbauen und neue Wünsche produzieren, erklärt Markus Bader auf einem provisorisch aus Plastikschränken zusammengebastelten Podium im holländischen Pavillon, der als Plattform für die Diskussion dient, was Architektur jenseits von Bauen bedeuten könnte.

Die Besucher wollen wenig wissen von ökologischer Verantwortung

Baders Mitdiskutant Lorenzo Romito vom römischen Kollektiv Stalker/Osservatorio Nomade geht die Arbeit von Raumlabor nicht weit genug. »Das System verdaut doch solche Art von Protest«, sagt er. Dabei gebe es akute Probleme, die einen echten Systemwandel erforderten, gerade in Italien. Romito meint damit nicht die in vierzig Jahren drohende Überschwemmung Venedigs, sondern die wachsende Repression des italienischen Staats gegen die Sinti und Roma. In einem provisorischen Roma–Lager am Stadtrand von Rom haben Romito und seine Mitstreiter deswegen gemeinsam mit den Bewohnern ein Haus gebaut – einen Film von der Aktion zeigen sie im Pavillon Italiens. »Architektur kann echte Opposition sein«, sagt Romito.

Ganz weltstaatsmännisch geht es hingegen im dänischen Pavillon zu, unter dem Motto »*Ecotopedia*« dreht sich hier wieder alles um den Klimawandel. »Im kommenden Jahr muss in Kopenhagen das Kyoto–Protokoll neu verhandelt werden«, erklärt Kent Martinussen, der Leiter des dänischen Architekturzentrums. Deswegen stellt man neben bunten Fotos aus den verschiedenen Klimazonen auch sieben beispielhafte Projekte für Nachhaltigkeit aus. Nummer sechs ist das Rockfestival in Roskilde. Das Festival sei nämlich jeweils für drei Tage im Jahr die am dichtesten besiedelte Stadt der Welt, so Martinussen, und dafür erstaunlich umweltfreundlich. Von dem Festival könne man lernen, wie man 75000 Menschen auf sehr engem Raum unterbringt und dabei noch Ressourcen schont.

Kann man mit einem Rockfestival die Welt retten? Und damit Venedig vor dem Tod durch Ertrinken? Das fragen sich die angereisten Jungarchitekten am Abend auf dem Campo Santa Margherita, wo sie gemeinsam mit venezianischen Studenten im Caffè Rosso einen Sprizz trinken, einen orange Aperitif. Sind sie die Agenten des gesellschaftlichen Wandels? Wird diese Biennale als Wendepunkt in die Annalen eingehen, so wie etwa ihr Vorläufer von 1978, der sich die »Utopie und die Krise der Anti–Natur« zum Thema gemacht hatte? Wohl kaum. Dazu genügen sich die von Betsky im Arsenale zusammengetragenen Raumskulpturen zu sehr in ihren Formen. Und dazu gibt es viel zu viele Länderpavillons, die – wie etwa der britische – von ökologischer oder sozialer Verantwortung genauso wenig wissen wollten wie ein großer Teil der Besucher an den ersten Tagen. Der spanische Architekt Enric Ruiz–Geli vom Büro Cloud 9 in Barcelona hatte sogar schon ein Manifest zur Dritten Industriellen Revolution aufgesetzt, einen Vertrag von Venedig, mit dem sich Architekten auf die Forderungen Jeremy Rifkins verpflichten sollten. Zur improvisierten Unterzeichnungszeremonie im italienischen Pavillon kommen dann aber nur wenige Kollegen. Die jungen, pragmatischen Architekten scheinen sich für Manifeste nicht übermäßig zu interessieren.

Enric Ruiz–Geli selbst zeigt im italienischen Pavillon das Modell einer künstlichen Welle, die am Strand von San Sebastian entstehen soll. Ein fernab der Küste schwimmendes Wellenkraftwerk soll die Skulptur am Strand dereinst mit Energie versorgen: Je höher sich die echten Wogen auf hoher See türmen, desto imposanter wird das Kunstwerk an Land Wasser versprühen. Die Skulptur zeugt von Erfindungsgeist; große Energieunternehmen sollen die Zusammenarbeit mit dem Architekten aus Barcelona suchen. Weil dieser Architekt auf Ideen käme, die sich die Ingenieure nicht zu denken trauen. Ideen, wie sie auch von Borries und Böttger im deutschen Pavillon zusammengetragen haben. Über manche dieser Ideen werden wir in zehn Jahren lächeln. An die Stromverteilungschips in unseren Steckdosen werden wir uns gewöhnt haben.

Am Abend wird es still in den Giardini. Nur ein längliches Zelt, das ein Kosmetikkonzern wie eine überdimensionale blaue Wurst vor dem Eingang abgelegt hat, rauscht vor sich hin. Im Inneren dieses »Pop Up Shops« kann man tagsüber Cremes testen und kaufen. Jetzt steht nur noch ein Sicherheitsmann davor. Drinnen pumpen große weiße Klimaanlage kalte Luft ins Zelt, die sofort wieder durch große Öffnungen nach

draußen entweicht. Auch die blaue Wurst wurde vermutlich von einem Radikal–Opportunisten entworfen. Sie zu zerlegen wäre ein kleiner Schritt zur Rettung der Welt.

Zum Thema

DIE ZEIT 37/2008: Architektur des Wunders

Überall auf der Welt entstehen die ungewöhnlichsten Gebäude. Woher rührt der Boom?

[<http://www.zeit.de/2008/37/Globalmoderne-Vorabdruck>]

ZEIT ONLINE 36/2008: In der Wüste der Moderne

Städtebauliche Modernisierungsfantasien wurden zuerst in Nordafrika umgesetzt, wie eine Ausstellung in Berlin zeigt. Eine Bildergalerie.

[<http://www.zeit.de/online/2008/36/bg-wueste-der-moderne>]

DIE ZEIT 14/2008: Wie viel Moral braucht Architektur?

Nach den Aufständen in Tibet fordern manche Architekten, keine Symbolbauten mehr für das chinesische Regime zu planen.

[<http://www.zeit.de/2008/14/China-Architektur>]

DIE ZEIT, 18.09.2008 Nr. 39